

(Nachdruck verboten.)

14] Das Gemeindegeld.

Erzählung v. Marie v. Ebner-Eschenbach.

Die Bauern schritten dem Wirtshaus zu, Pabel folgte ihnen, ihren Reden lauschend, aber nicht fähig, eine Silbe zu unterscheiden; ein heftiges Sämmern und Brausen in seinem Kopf überliefte den von außen kommenden Schall, der Gedanke, der ihn einen Augenblick rasend gemacht, hatte seine Schrecken verloren vor einem anderen nicht minder peinlichen, aber viel unangenehmeren, weil er das Unmögliche als möglich erscheinen ließ und ihm die Gehefte, die Geliebte zeigte, vor dem Altar, im Brautkranz, der ihr nicht mehr geblühte. Ein unleidlicher Schmerz ergriff ihn, und dem tobenden Kampf in seiner Seele entstieg der zornige Wunsch: wenn sie doch lieber in den Drinnen müßte!

Den vor ihm langsam herschreitenden Männern schlossen sich andere an, die Gruppe blieb eine Weile im schleppenden, wortfargen Gespräch vor der offenen Wirtshausstüre stehen und trat dann in die Gaststube. Pabel schlich nach bis in den Flur, weiter wagte er sich nicht. Das Zimmer war überfüllt, doch gab es heute weder Tanz noch Musik; man spielte Karten, man rauchte, man trank, man zankte. Einige Burschen traktierten ihre Mädchen mit Braten und Wein. An einem Tisch saß Arnost zwischen der Magd und dem Knecht des Herrn Postmeisters bei einem Glase Bier, aus dem die drei abwechselnd tranken. Der schwächliche Häuslersohn hatte sich in der letzten Zeit tüchtig herausgemacht, sah wohlgenährt aus, war ordentlich gekleidet, befand sich sogar im Besitz einer Tabakspfeife. Vor einem Jahre hatte er das Glück gehabt, seinen liebersüchtigen Vater zu verlieren, seitdem ging es ihm gut; er erhielt sich und die Mutter von seiner Hände Arbeit und erlaubte der Alten nicht mehr, das Diebeshandwerk zu treiben. Als sie es unlängst wieder versuchte, und er sie dabei betraf, prügelte er sie erbarmungslos durch und schwor, er werde die alte Kacke schon lehren, das Mauern aufzugeben. Mit den Genossen seiner Jugendstreiche ließ er sich nicht mehr ein und hätte den Pabel nicht einmal mit einem Hölzchen anrühren mögen; doch erwies er ihm hier und da kleine Wohlthaten in Erinnerung der vielen Schläge, die der Hirtenjunge einst an seiner Stelle einlopfert hatte.

Als er ihn hereingucken sah, machte er die anderen auf ihn aufmerksam und meinte, dem Buben sähe doch immer der Hunger aus den Augen. Die kleine Gesellschaft erhob sich, Arnost bezahlte, behielt aber von den Kreuzern, die er auf seine Silbermünze herausbekam, einen in der Hand und schleuderte ihn prahlerisch, noch aus der Mitte des Zimmers, dem Pabel zu. Der fing ihn auf, hielt ihn ein Weilchen in der erhobenen, geschlossenen Hand, öffnete sie aber plötzlich und ließ das Geldstück zu Boden gleiten.

Arnost fuhr auf: „Dummer Kerl, such ihn jetzt, such den Kreuzer.“ Pabel aber streckte die Hände in die Taschen: „Such selbst, ich brauch Dein Geld nicht, ich hab Geld!“ antwortete er, zog seinen Beutel hervor und schwenkte ihn triumphierend, daß die Silbergulden klapperten.

— Geld! Der Bump, der Bettler hatte Geld! Da gab's nur einen Ausschrei, da wurde die Aufmerksamkeit allgemein, viele Leute verließen ihre Stühle, in der Tür entstand ein Gedränge. Der Knecht packte Pabel am Kragen, schüttelte ihn und wettete: „Woher hast Du's? woher? Dieb! und nun konnte der Junge sich freuen, daß seine Nase so morlich war und nachgab, als er den Fuß gegen die Beine des Knechtes stemmte und sich mit einem kräftigen Ruck losriß. Einen Zehner des alten Kleidungsstückes in den Händen seines Bedrängers zurücklassend, schnellte er davon, sprang zur Tür und über die Stufen hinaus in das bergende Dunkel.

S kaum entronnen, aber die Verfolger auf den Fersen, rief er noch zurück: „Woher ich's hab? — gestohlen hab ich's!“ und stob davon mit höhrendem Gelächter, und durch ihn selbst auf die richtige Fährte geleitet, eine Schar junger Bursche, Arnost an der Spitze, fluchend und drohend ihm nach.

Er rampte die Dorfstraße wieder hinauf bis zu dem Gäßchen, das, von zwei Häusern gebildet, auf den Platz führte,

auf dem die Schule stand. In das Gäßchen warf er sich, prallte an den friedlich daherschreitenden Nachtwächter an, legte den Alten glatt nieder, daß dieser hinsiel wie ein Arm voll Getreide unter einer scharfen Sense, stolperte selbst, indes der Nachtwächter durch sein Geschrei die hinter Pabel Herjagenden, die seine Spur schon verloren hatten, wieder auf sie lenkte. Dem Geheften blieb eben noch Zeit genug, die Schule zu erreichen. Er fand die Tür unverschlossen, trat ein, schlug sie zu, schob den Riegel vor und polterte die Treppe zur Stube des Lehrers hinauf, indes Arnost und seine Gefährten schon an der Haustür pochten und lärmten.

Gabrecht saß am Tische mitten im Zimmer, beim Schein einer kleinen, hell brennenden Lampe und las. Er hatte die Ellbogen auf den Tisch und die Wangen auf die geballten Fäuste gestützt, und diese sonst so fahlen Wangen waren gerötet und die sonst immer so matt und müde blickenden Augen glühten in seltsam schmerzlicher Begeisterung. Wie aus einer höheren, traurig schönen Welt ins irdische Elend zurückgezerrt, sah er halb zürnend, halb erschrocken, zu dem ungestümen Eindringling hinüber und verbarg dabei, mit einer unwillkürlichen Bewegung beider Hände, die Blätter des aufgeschlagenen vor ihm liegenden Buches.

„Herr Lehrer!“ leuchtete Pabel atemlos, „Herr Lehrer, heben Sie mir mein Geld auf!“ Er hielt ihm sein Beutelschen hin und berichtete in hastigen, abgebrochenen Sätzen, wie er zu dem Reichtum gekommen war, und in welchen Verdacht er sich bei den Leuten gesetzt hatte, die nun da unlen Spektakel machten.

„Hat Dich wieder der Teufel geritten?“ fuhr Gabrecht ihn an, lief zum Fenster, öffnete es, schrie hinab, so laut er konnte, und befahl der brüllenden Meute, sich zurückzuziehen. Er nehme den Buben in Gewahrsam, er stehe gut für ihn, er werde ihn morgen schon selbst dem Bürgermeister vorführen. Half alles nichts, er mußte seine Warte verlassen und sich hinter zu den Stürmern begeben, um sie wenigstens daran zu hindern, ihm die Tür einzurennen. Und derweil der Alte auf der Straße paradierte, stand Pabel in der Stube, mit brennendem Kopf, die Hände, die seinen durch ihn selbst gefährdeten Schatz festhielten, an die Brust gepreßt. „Ich will's nicht wieder tun, ich will so etwas nicht mehr sagen,“ dachte er.

Eine ihm endlos dünkende Zeit verstrich; der Lärm nahm allmählich ab, es wurde still. Arnost und seine Begleiter traten den Rückzug an, doch hörte man noch lange ihre erregten Stimmen. Der Lehrer betrat die Stube, er war sehr erpicht, und eine unerhörte Wertwahrung herrschte in seinen dünnen, nach allen Richtungen flatternden Haaren.

„Jetzt sind sie fort,“ sagte Pabel, und Gabrecht brummte: „Wenn sie nur nicht wiederkommen.“

„Sie sollen sich unterstehen!“ rief der Junge, mit einem bedeutenden Blick auf den Krug, der im Winkel neben dem Bette stand. „Wenn sie wiederkommen, schütte ich ihnen Wasser auf den Kopf.“

„Das wirst Du bleiben lassen, denk erst daran, Dein Geld zu verstecken. Schau her!“ der Lehrer rückte den Tisch gegen die Wand und hob ein Stück der Diele, auf der er gestanden hatte, in die Höhe. Es zeigte sich ein kleiner, hohler Raum, in den der Lehrer das Buch, mit dem Pabel ihn beschäftigt gefunden, und das Geld legte, und den er sorgsam verdeckte.

Der Junge hatte ihm mit der größten Aufmerksamkeit zugehört, und nachdem alles in Ordnung gebracht war, und der Tisch wieder auf dem alten Fleck stand, fragte er:

„Was ist's denn mit dem Buch? ist's ein Hexenbuch?“

Gabrecht geriet in Zorn: „Wie töricht redest Du und wie frech; weißt nicht, was mich am meisten verdrießt, willst auch mich zum Feinde haben, hast noch nicht Feinde genug? Manchmal,“ fuhr er, immer mehr in Hitze geratend, fort, „habe ich mich gewundert, daß sie alle gegen Dich sind, ich hätte mich nicht wundern sollen, es kam nicht anders sein, es ist Deine eigene Schuld. Wen magst denn Du? Vor wem hast denn Du Achtung? . . . Nicht einmal vor mir! . . . Ein Hexenbuch!“

Er wiederholte das Wort mit einem neuen Ausbruch der Entrüstung und rang die anklagend erhobenen Hände.

Nabels Gesicht hatte sich gerötet und sah förmlich angeschwollen aus; um seinen Mund zitterte es, als ob er in Tränen ausbrechen wollte; mit vieler Mühe würgte er das Beständnis hervor, daß er entschlossen sei, von heute an ein neues Leben zu beginnen, wie er es am Morgen seiner Schwester Milada habe versprechen müssen. Nun entsetzte sich der Lehrer noch mehr und lachte grimmig. Das war das Rechte, das hatte der Junge gut gemacht — vernünftig gewollt, unsinnig gehandelt, weiß beschlossen, schwarz getan. Plötzlich griff er sich an den Kopf und stöhnte im tiefsten Schmerz auf. „Dummer Kerl, armer Teufel, ich kenn das! Ich könnte etwas davon erzählen, ich — aber Dir noch nicht,“ unterbrach er sich und fuhr mit dem Zeigefinger dicht vor Nabels Nase hin und her, als er sah, wie dieser in tiefer Spannung aufhorchte. „Das ist keine Geschichte für Dich, jetzt noch nicht, später vielleicht einmal, wenn Du gescheiter geworden bist — und wunder. Jetzt kriegst Du die Wunden erst, aber Du spürst sie noch nicht oder oberflächlich, vorübergehend; warte, bis sie sich werden eingefressen haben — dann wirst Du an mich denken, dann — im Alter. Dann wirst Du wissen: das ist das Aergste, im Alter leiden um einer Jugendortheit willen. Nicht einmal groß, tausende haben Schlimmeres getan und leben in Frieden mit sich und mit der Welt. Uebermut — eine närrische Prahlerei — kaum eine Lüge, und doch just genug, um eine Hölle dadrinne anzufachen.“ Er klopfte sich mit der Faust auf die eingedrückte Brust, sank auf den Sessel zurück, warf sich über den Tisch und vergrub den Kopf in die verschränkten Arme. So lag er lange wie von Fieberfrösteln durchrieselt, und Nabel betrachtete ihn mitleidig und wagte nicht, sich zu rühren. Was tat denn der Herr Lehrer? . . . schluchzte er? war es der Krampf eines unaufhaltsamen Weinens, was diesen gebrechlichen Körper so erschütterte? Du lieber Gott, worüber trankte sich der Mann? Worin bestand das Unrecht, das er in seiner Jugend begangen hatte, und das ihn im Alter nicht mehr froh werden ließ? . . . Neugier war sonst Nabels Sache nicht, das Geheimnis des Lehrers aber hätte er gern ergründet. Und geholfen hätte er ihm auch gern, ihm und sich selber mit. In welcher Weise war ihm schon eingefallen; es gab ja heute einen solchen Sturm und Sturz von Gedanken in seinem Kopf, daß er sie ordentlich sausen und krachen hörte.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Jens Himmelreich.

Von Karin Michaelis. Uebersetzung von S. Rih.

(Schluß.)

Da zündeten sie die Lampen an und aßen zu Abend. Ann-Sofi wollte gerade die Schürze ablegen, um sich zu Bett zu legen, als Aren sehr weich sagte:

„Er lamentiert ja ganz gefährlich!“

Ann-Sofi verstand die Weise recht gut, und obwohl sie schon die Schuhe ausgezogen hatte, ging sie, ohne ein Wort zu verlieren, mit Aren in die Küche, wo die Nabe in der Asche saß und ihre falschen Augen funkelte.

Von der Küche führte eine Tür in die leere Scheune hinaus, die wiederum an den Stall stieß. Das war ein so leichter Weg in Regen und Kälte.

Jens Himmelreich wurde schnell ruhig und fromm, als sie ihn, jeder von einer Seite her, trauten und ihm gut zuredeten. Ann-Sofi tastete im Dunkel umher, bis sie Arens Hand zu fassen bekam. Sie drückte sie fest, aber Aren sagte mit kläglichem Stimm: „Ich kann's nit! Ich kann's nit! Und wenn ich auch ewig in der Hölle dafür braten muß — ich kann mich nit von ihm trennen!“

„Ich auch nicht“, sagte Ann-Sofi.

Am nächsten Tage setzte Aren sich hin und schrieb einen Brief an den Sohn, worin er ihm ausdrücklich erklärte, Jens Himmelreich sei ihm selbst und Ann-Sofi ebenso teuer wie ihrer Seelen Seligkeit.

Ann-Sofi schauderte, als sie Aren diesen Brief laut vorlas. Denn nun stand es ja schwarz auf weiß auf dem Papier — fast als hätten sie sich dem Teufel verschrieben.

Auf den Brief bekamen sie keine andere Antwort als ein Stück weißes Papier, auf dem die Worte standen: „Gott der Herr läßt seinen nicht spotten. Euer Sohn Kristian Fredrik.“

Aren Pappel starrte den Weg entlang. Er zitterte am ganzen Körper, als er zwei Männer mit einer bunten Kuh herankommen sah. Die Kuh sprang bald umher wie ein Ziegenbock und stand bald fest wie ein Gedpfaß.

„Rein!“ jagte er, preßte die Lippen zusammen und ballte die

Fäuste. Er ging den Deuten entgegen und sagte ihnen, wie die Dinge lägen und daß nichts daraus werden könne.

„Aber warum denn nicht?“ fragten sie.

„Jäh . . . weil . . . und . . . nein, daraus wird nie mehr etwas werden!“

Da fragten sie, ob er den Verstand verloren habe, und klopferten gegen seine Stirn, als wäre das ein Eingangstor, durch das sie hindurchwollten. Sie schalten ihn fürchterlich aus, und dann zogen sie wieder mit ihrer Kuh von dannen.

Aber im Stalle stampfte Jens Himmelreich umher und war so wild, daß sich der Knecht ihm nicht nähern konnte. Aren mußte selbst hinein, um ihm gut zuzureden, und während er redete, übermannte ihn das Schluchzen.

In der Nacht war es ganz schlimm mit Jens. Er sprang an seinen Ketten umher und schlug mit der Stirn um sich, so daß der ganze Stallflügel dröhnte. Er heulte wie ein Dampfer im Nebel; er schrie wie eine Frau in Kindnöten.

Ann-Sofi verkroch sich unter der Decke. Es kam ihr plötzlich so vor, als wäre Jens Himmelreich vom leibhaftigen Teufel besessen. Der kalte Schweiß brach hervor.

Und nun . . . nun . . . es klopfte an die Wand zur Kammer.

Aren Pappel, der der Wand zunächst lag, schritt über Ann-Sofi weg: „Ich glaube, ich gehe hinaus und suche ihn zu besänftigen!“

Dann zog er sich an, fuhr in die Holzschuhe hinein und klapperete ab.

Ann-Sofi lag und lauschte. Der Lärm hielt an. Dann wurde es ganz still. Ann-Sofi faltete die Hände. Sie lächelte bei dem Gedanken, wie gut Aren es doch verstehe, ihn zu beruhigen und zu lieblosen und ihm die Stirn zu kraulen!

Den Jungen, den hatte sie ja selber zur Welt gebracht, und er war von ihrem Fleisch und Blut — und bald ein großer Mann. Aber er blieb nicht im Neste, sondern flog mit den Wildgänsen fort. Jens Himmelreich dagegen, der hatte keine Familie und keine Freunde, er hatte nur sie allein . . .

Diese Stille . . . es war fast wie in der Kirche, wenn der Pfarrer auf dem Stuhle stand und auf sie niederschaute.

Nein, jetzt stampfte er doch wieder . . . Ann-Sofi lächelte, das erinnerte sie an die Zeiten, als sie und Aren trotz all ihres Elends bei Festlichkeiten tanzten und sprangen . . . und Aren, er konnte den russischen Tanz, bei dem er sich fast auf den Boden setzte, während die Weine wie Mühlenflügel flogen.

. . . Aber das dauerte doch entsetzlich lange! . . . Aren war doch wohl nicht da draußen eingeschlafen . . . Das würde ihm ähnlich sehen.

Sie wartete noch ein wenig, warf einen Unterrod über und ging hinaus. In der Küche verweilte sie, um einen Schlud Wasser zu trinken.

Während sie ihn hinunterschlürfte, fiel es ihr auf, wie sonderbar nahe einem der Lärm vorkam, als ob Jens Himmelreich in der Scheune wäre. Aber in den Stunden der Nacht irrte der Laut ja stets so sonderbar wild umher. Das Rascheln einer Maus im Bettstroh konnte sich anhören wie das Schleichen einer Nabe auf dem Speicher, und wenn die Gule im Schornstein trippelte, so hätte man einen Eid darauf leisten können, daß in den Saal Gesindel eingedrungen sei.

Sie öffnete die Scheuentür ein wenig. Jetzt war es da drinnen so friedlich und still, und der Mond schien so fromm durch die kleinen Scheiben — das gab einen Schein wie weißer Dampf.

Nun schloß sie die Tür fest hinter sich — der Ratten wegen. Aber bevor sie mitten in der Scheune war, hatte Jens Himmelreich sich auf sie gestürzt . . .

Als es Tag wurde und der Knecht erwachte und sah, was geschehen war, da blieb ihm nichts anderes übrig, als zum nächsten Gehöft zu rennen und um Hilfe zu rufen. Und die Leute kamen mit ihren Hinten, am ganzen Leibe zitternd; denn so fürchtbares war seit Menschengedenken in dieser Gegend nicht geschehen. Durch die kleinen grünen Scheiben in der Scheune konnte ein jeder zu Jens Himmelreich hineingaffen, der wild umhertrabte. Von Zeit zu Zeit hob er den Kopf hoch und knallte mit der Stirn gegen die Erde, während er die Weine spreizte, so daß der Dreck um ihn herumstob.

Die Schönen gaben sich redliche Mühe; aber ihn zu treffen war fast ebenso schwer, wie beim Karussellfahren den Ring zu erhaschen. Dennoch wurde er bald hier bald da angeschossen, und zuletzt sank er um, um sich nie wieder zu erheben.

Darauf sammelte man die armseligen irdischen Ueberreste von Aren Pappel und Ann-Sofi. Das niederträchtige Vieh war sehr garstig mit seinem Brotherrn und seiner Hausmutter umgesprungen.

Dem Pfarrer viel die Aufgabe zu, nach dem Festlande zu schreiben und den Sohn von dem Unglück zu unterrichten, sowie ihn zum Begräbnis zu bitten.

Die Zeitungen veröffentlichten Jens Himmelreichs Bild mit dem Ring durch die Nase und entwarfen spaltenlange Schilderungen von seinem Leben von Anfang an bis zu seinem traurigen Ende. Es widerfuhr ihm großes Lob, aber für seine letzte Tat erntete er auch viel Tadel.

Die Deute, die die Zeitungen lasen und Jenz Himmelreich erkannten, entfannen sich Aren Pappels und Ann-Sofis, die einen so starken Kaffee zu brauen pflegte, und sie überlegten sich, daß der Müchweg vom Festlande zur Insel nicht länger sei als der Hinweg — und die Begräbnisfestlichkeiten auf der Insel standen in gutem Ruf. So beschloßen sie, Aren und Ann-Sofi durch ihre Gegenwart zu ehren.

Also strömten von fern und nah die Menschen zusammen; die Sonne schien, und die Schmetterlinge säckelten im Winde wie gelbe, blaue und rote Fähnchen.

Die Nachbarsfrau hatte es übernommen, für die Bewirtung zu sorgen. Den ganzen Jenz Himmelreich hatte sie vorzusehen, und wenn er auch ein paar Viertelpfunde Kugeln im Leibe hatte, so waren die ja doch nicht größer als gelbe Erbsen, und wer sie nicht tauen oder hinunterschluden konnte, der konnte sie ausspuden wie tote Fliegen und Zweisüßgensteine.

Die Frau nahm die ledigen Mädchen der Insel zu Hilfe, ließ gewaltige Messer schärfen, weichte den Kopf ein und säbelte dann auf Jenz los, der wohlgefällig dalag und alles mit sich geschehen ließ. Im Saale wäre lange nicht Platz genug für alle die guten Menschen gewesen, die sich einfanden, weshalb man statt dessen Klugerweise die Scheune hergerichtet hatte.

In einem und demselben Sarge mitten im Raume lagen Aren und Ann-Sofi in weißen Gewändern, die wie ladiertes Papier glänzten. Und über sie hatte man kleine Blumen gestreut. Das machte einen so schönen Eindruck.

Um den Sarg herum, an den Wänden der Scheune entlang, hatte man über aufrechtstehende leere Tonnen alle Türen des Gehöftes gelegt, die zusammen einen mächtigen Tisch ausmachten, der mit Lafen und Handluchern gedeckt war.

Auf den vornehmsten Mittelstücken des Tisches standen Keller mit blauem Rand und einige mit rotgelben Hüßnern und Küchlein aus Holland; — die Mehrzahl der Gäste freilich mußte sich damit begnügen, nach der Schüssel zu langen und von den Holzstellern zu essen, die auf der Insel Reih umgingen zu Hochzeit, Kindstaufe und Begräbnis. Sie wurden jedesmal mit Sand und grüner Seife gescheuert, so daß man keinen Grund zur Klage hatte.

Der Sohn, Kristian Fredrik, kam im letzten Augenblick. Sein Gesicht sah aus, als wäre es aus Kalk und nicht aus Blut. Und er schritt wie taumelnd daher. Der Pfarrer führte ihn förmlich wie einen Blinden; es war ein trauriger Anblick. Drüben bei Aren und Ann-Sofi blieb er stehen, faltete die Hände und bewegte krampfhaft die Lippen, daß die Zunächststehenden leicht irraten konnten, daß er ein Gebet sprach.

Nun kamen die Mädchen und brachten die Suppe in vielerlei Schüsseln, Krügen und Kübeln, und Kristian wurde auf die Bank zwischen den Pfarrer und seine Frau geradegu niedergedrückt.

Die Suppe und auch das Meerrettigfleisch wurden in aller Stille verspeist — man hörte nicht viel mehr als ein gewaltiges Schlürfen und Schmahen. Als aber darauf die großen Braten mit Rottkohl und Weißkohl und Kartoffeln umhergereicht wurden, da war der feierliche Augenblick gekommen, wo der Pfarrer aufstand und von Aren Pappel und Ann-Sofi zu reden begann.

Er sprach so andächtig und erbaulich, daß es ein reines Vergnügen war, ihm zuzuhören. Wie schön wußte er darzustellen, wie Aren und Ann-Sofi nicht bloß bei Tag und Nacht im Leben alles gemeinsam getan hätten, sondern wie nicht einmal der Tod sie habe trennen können, wie sie Hand in Hand durch das große Tor gegangen seien, das durch den Tod einführe zum ewigen Leben! Und obwohl sie nun dort im Sarge lägen, weilten sie doch auch droben in den himmlischen Wohnungen im Reiche der Seligen.

Der Pfarrer malte ihr frommes, rechtschaffenes Leben aus, ihre Freigebigkeit und Warmherzigkeit gegen die Armen, ihre Liebe, die so groß war, daß sie nicht nur Menschen umfaßte, sondern sich auch auf die Tiere erstreckte. Wer gesehen habe, wie Aren und Ann-Sofi sich mit Jenz Himmelreich, wie der Stier ja hieß, abgegeben hätten, der habe den Eindruck bekommen müssen, ein Elternpaar mit seinem Kinde zu sehen. Eine reine und schöne Liebe sei es gewesen, die jetzt so schändlich und ungerecht vergoffen worden sei . . .

Der Pfarrer verschmauste sich und holte Atem, um fortzufahren, aber der Sohn hatte sich erhoben, schüttelte den Kopf und flüsterte: „Hören Sie auf! Hören Sie auf!“ Da wurde der Pfarrer so verlegen, daß er sich mitten in seiner Rede setzte, und da ergriß Kristian Fredrik das Wort:

„Nein, was hier geschehen ist, ist keineswegs schändlich und ungerecht; es ist vielmehr die gerechte Strafe des Himmels; denn der Herr läßt seiner nicht spotten. Die beiden Menschen, die hier im Sarge liegen, sind durch ihr Tun gerichtet. Sie kannten die heilige Schrift und die zehn Gebote Gottes, auch das sechste: du sollst nicht ehebrechen, das heißt: du sollst deinen Nächsten nicht zur Unzucht verleiten . . .

Aber was haben sie anderes getan, als ein Wesen zur Unzucht verleitet? Und sie lebten von seiner Unzucht. Anstatt sich aber vor Scham zu krümmen, freuten sie sich des Geldes, das einkam . . .

Sie waren den Kupplern in den großen Städten gleich, die die unschuld junger Mädchen an den Meistbietenden verkaufen.

Und ferner könnte man sagen: der Mensch hat seinen freien Willen; selbst Heiden ist das Gesetz in ihr Herz eingeschrieben; aber ein Tier, ein unwissendes, stummes Tier, das den Unterschied

zwischen böse und gut nicht kennt, um des schändlichen Mammons willen zur Unzucht zu verleiten, ja fast zu zwingen, das ist eine Sünde, die jedem Christen Grauen einflößen muß.

Ich habe an meine Eltern geschrieben und sie gebeten, innezuhalten und umzukehren, bevor es zu spät sei; ich habe sie gebeten, sich von dem Tier zu trennen, das der lebendige Beweis ihrer täglichen Sünde und Schuld war. Aber sie waren so vertorren und verstockt, daß sie mir geantwortet haben, das Tier liege ihnen mehr am Herzen als das Heil ihrer Seelen . . .

Bei diesen Worten berührte Kristian Fredrik das Leichentuch; Auf seinen Kinnbäden standen rote Flecke.

„ . . . Aber Gott der Herr schlug sie auf ihren Mund und traf sie mitten in ihrer Sünde. Ihr eigenes Tun wandte sich gegen sie. Das Tier rächte Gott. Denn der Herr läßt seiner nicht spotten . . .“

Kristian Fredrik brach schluchzend zusammen und bedeckte sein Gesicht mit den Händen.

Aber die Gäste spürten Mattigkeit in den Kinnladen; sie verloren den Appetit obwohl Jenz Himmelreich braun und knusprig und der Kohl gargekocht war.

Sie erhoben sich vom Tische und gingen bedächtig und still hin und gaben Aren und Ann-Sofi die Hand, um sich für Speis und Trank zu bedanken, während der Pfarrer vorsang: „Gallelujah Lob, Preis und Ehr.“

Gedanken David Humes.

I.

Vorbemerkung.

Vor 200 Jahren, am 26. April 1711, wurde David Hume (sprich Juhm) zu Edinburgh geboren, einer der großen Befreier der Menschheit von dogmatischem Denken. Das Zeitalter der Aufklärung, die von England über Frankreich nach Deutschland drang, hat in ihm einen mächtigen Führer. Philosoph, Nationalökonom, Geschichtsschreiber und zugleich praktischer Staatsmann verkörpert er in seiner Person jene Einheit von Denken und Leben, jene besonnene und saubere Rechtschaffenheit und Unabhängigkeit der Gesinnung, die ein Vorzug und ein Stolz englischer Kultur ist! Ohne in die letzten Tiefen wissenschaftlicher Erkenntnis einzudringen, sucht er redlich die Wahrheit. Er ist ein Philosoph des gefunden Menschenverstandes, nicht in dem platten Kleinbürgerlichen Sinne mächtiger Beschränktheit, wie die ältere deutsche Aufklärung, sondern als ein freier Bürger Englands, das — nach der Revolution — zum Weltreich emporsteigt. Das bürgerliche England, dessen Manufakturen blühen, dessen Handel den Erdkreis erobert, das von dem Triumphgefühl menschlicher Tätigkeit durchdrungen und gehoben ist, spiegelt sich in Humes Schriften. Der Typus des liberalen Gentleman findet in ihm seine höchste Entwicklung.

Abhold allen Phantastereien verliert er sich in keine nebelhaften Abstraktionen und Konstruktionen. Er sucht die Wirklichkeit in ihren Zusammenhängen zu ergründen, er durchforscht die Geschichte in ihren empirischen Erscheinungen; und die „Natur“ des Menschen, das heißt des gebildeten englischen Bürgers der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts ist ihm Ausgang allen Philosophierens. Er ist immer Psychologe, Menschen- und Seelenbeobachter, ob er nun Geschichte schreibt, die Elemente der Erkenntnis prüft, die Grundsätze der Moral entwickelt oder politische und volkswirtschaftliche Erscheinungen — der Nationalökonom Hume ist reich an klaren scharfsinnigen und selbständigen Anregungen — in freiheitlichem Geiste deutet. Seine allzu leiderschaftslose Unbefangenheit läßt ihn zu keiner radikalsten und revolutionären Stimmung emporwachsen, aber die Tapferkeit seines Denkens läßt ihn ebensowenig vor radikalsten und revolutionären Schlussfolgerungen zurückschreden.

Indem er das bunte, ewig wechselnde Getriebe des menschlichen Seelenlebens und Handelns in seiner zeitlichen Wirklichkeit als einzigen Quell des Philosophierens benützt, wird er fähig, mit allem Aberglauben lächelnd aufzuräumen, verliert er aber zugleich den Begriff der Wissenschaft selbst. Er ist Skeptiker. Es gibt für ihn keine unumstößliche Wissenschaft, sondern alles Wissen löst sich ihm in bloße Wahrscheinlichkeit auf. „Unsere Vernunft muß als eine Ursache angesehen werden, deren natürliche Wirkung die Wahrheit ist; zugleich aber müssen wir annehmen, diese Wirkung könne vermöge der Dogmatisierkunst anderer Ursachen und der Unbeständigkeit in der Funktion unserer geistigen Kräfte gelegentlich vereitelt werden. Damit schlägt alles Wissen in bloße Wahrscheinlichkeit um.“ „Es gibt im Grunde gar keine unbedingte Gewißheit. Fast hätte ich gesagt, es sei unbedingt gewiß, daß es sich so verhalte. Ich besinne mich aber noch zu rechter Zeit, daß das Ergebnis der eben angestellten Ueberlegung, indem es jeden beliebigen Vernunftschluß auf die Stufe der Wahrscheinlichkeit herabsinken läßt, auch sich selbst auf diese Stufe herabdrückt, daß er aber, ebenso gut wie jedes Wissen, in bloße Wahrscheinlichkeit umschlägt.“ Freilich ist dieser Skeptizismus des philosophierenden Denkens, der sich im Grunde selbst ausflößt, vereinbar mit seinem Gegenteil in der unmittelbaren Betätigung des empirischen Menschen: „Die Natur nötigt uns mit absoluter und unabwendbarer Notwendigkeit, Urteile zu fällen, ebenso wie

sie uns nötigt zu atmen und zu empfinden." Aber die Reflexion entlarvt dann diese Gewissheiten als Gewöhnungen.

So gelangt Hume zu seiner berühmten Verleugung des Kausalitätsbegriffs, zu der Behauptung, „daß alle Schlußfolgerungen, die Ursachen und Wirkungen betreffen, lediglich auf der Gewohnheit beruhen". Weil wir gewohnt sind, daß die Straßen naß werden, wenn es regnet, halten wir den Regen für die Ursache der Nässe.

Mit dieser Auflösung „ewiger Wahrheiten" bahnte Hume den Weg für die Erfahrungswissenschaft empirischer Beobachtung. Und indem er alle dogmatischen Vorurteile beseitigte, machte er die Bahn frei für die Vollendung und Ueberwindung seiner Lehre: für die kritische Wissenschaft, die die Bedingung der Gewissheit untersucht. Humes Schüler und zugleich Meister ward Kant.

Für keinen Denker hatte Kant stärkere Sympathien wie für Hume, den er den scharfsinnigen „Geographen der menschlichen Vernunft" nennt. Die Aufrichtigkeit des Denkens und der freie, weite Blick des englischen Bürgers flößten ihm Bewunderung ein. Schon diese Beziehungen sollten übrigens den Anstoß für immer beizugeben, die Legende von dem „kleinbürgerlichen" Kant, die aus etlichen landläufigen Schändeln die vage Vermutung der Unkenntnis ausgesponnen hat. Der Skeptiker Hume ist für Kant der „Jochmeister des dogmatischen Vernunftkessels auf eine gesunde Kritik des Verstandes und der Vernunft selbst". Der erste Satz der „Kritik der reinen Vernunft" (in der Ausgabe von 1787) ist eine huldigende Widmung Kants an Hume: „Daß alle unsere Erkenntnis mit der Erfahrung anfangt, daran ist gar kein Zweifel". Und der Beginn des zweiten Abshats bringt die Widerlegung Humes: „Wenn aber gleich alle unsere Erkenntnis mit der Erfahrung anhebt, so entspringt sie darum doch nicht eben alle aus der Erfahrung."

25jährig schrieb Hume sein Hauptwerk: Treatise on human nature (Traktat über die menschliche Natur). 1741—42 erschienen in vier Bänden seine moralischen und politischen „Essays". Die beiden Werke sind die nachfolgenden Gedanken entnommen.

Aberglauben und Philosophie

Der Aberglaube tritt ohne Zweifel in seinen Lehren und Ansichten viel kühner auf als die Philosophie. Während die letztere sich damit begnügt, für die Erscheinungen der sichtbaren Welt bis dahin unbekannt Gründe zu statuieren, eröffnet uns der erstere eine völlig neue Welt und führt uns Szenen, Wesen und Gegenstände vor, die sonst völlig unbekannt sind. . . . Da der Aberglaube in völlig natürlicher Weise, ohne besondere geistige Bemühung aus den alltäglichen Anschauungen der Menschen entspringt, so erfährt er den Geist mächtiger als die Philosophie und kann darum gar leicht uns in unserer Lebensführung und unseren Handlungen führen. Dagegen führt die Philosophie, wenn sie echt ist, zu einer milden und maßvollen Denkweise, und ist sie falsch und überspannt, so sind ihre Anschauungen nur Sache einer kühnen und allgemeinen Spekulation und gehen selten so weit, unseren natürlichen Neigungen ein Hindernis in den Weg zu setzen. . . . Im allgemeinen sind die Irrtümer in der Religion gefährlich, die Irrtümer in der Philosophie lediglich lächerlich.

Die geniale Phantasie.

Die Phantasie eilt von einem Ende des Weltalls zum andern, um die Vorstellungen zusammenzuholen, die zu einem Gegenstand gehören. Man könnte denken, die ganze geistige Welt der Vorstellungen zeige sich mit einemmal unserem Blick, und wir hätten weiter nichts zu tun, als diejenigen herauszugreifen, die für unseren Zweck jedesmal am geeignetsten sind. . . . Diese Fähigkeit ist in den größten Genies am vollkommensten; ja sie macht eigentlich das aus, was wir ein Genie nennen.

Das Interesse am Zukünftigen.

Keine Eigenschaft der menschlichen Natur erzeugt verhängnisvollere Irrungen, als diejenige, zufolge deren wir das Gegenwärtige dem Entfernten und Späteren vorziehen und die Gegenstände mehr um ihrer Beziehung zu uns, als um ihres wahren Wertes willen wünschen.

Erbregierungen.

Wir sehen oft, daß die Menschen solche Personen als ihre natürlichen Regenten anerkennen, die zur Zeit aller Macht und Autorität erwanget, und die demnach kein Mensch, auch nicht der fürchtigste, freiwillig zu Regenten wählen würde. Sie tun dies einfach darum, weil diese Personen mit einer solchen, die früher regierte, verwandt sind, und zwar in dem Grade, der herkömmlichermaßen zur Nachfolge berechtigt; mag auch die Verwandtschaft in so frühe Zeit zurückgehen, daß kaum ein noch am Leben befindlicher Mensch damals ein Versprechen des Gehorsams gegen diese Personen hätte leisten können.

Das Recht auf Revolution.

Der den Untertanen gewährte beste Nutzen ist die unmittelbare Sanktion der Regierung, und daher kann diese jenen nicht über-

bauern. Treibt demnach die Staatsregierung ihre Unterdrückung so weit, daß ihre Autorität ganz unerträglich wird, so sind wir nicht länger verpflichtet, uns ihr zu unterwerfen. Die Ursache hört auf, die Wirkung muß also gleichfalls aufhören. . . . Wenn Menschen sich der Autorität anderer unterwerfen, so geschieht es, um sich Sicherheit gegen die Schlechtigkeit und Ungerechtigkeit der Menschen zu verschaffen, die fortwährend durch ihre zügellosen Leidenschaften und durch ihren augenblicklichen und unmittelbaren Vorteil zur Verletzung der Gesetze der Gesellschaft getrieben werden. Diese Unvollkommenheit nun liegt in der menschlichen Natur. Wir wissen also, daß sie den Menschen in allen Lagen und Verhältnissen anhaftet, und daß demnach auch diejenigen, die wir zu Herrschern wählen, ihrer Natur nach nicht ohne weiteres vermöge ihrer größeren Macht und Autorität über die übrige Menschheit erhaben sind. Wir gründen demgemäß auch die Erwartung, die wir von ihnen hegen, nicht auf den Glauben an eine Veränderung ihrer Natur, sondern auf ihre Lebenslage, vermöge der sie ein unmittelbares Interesse an der Erhaltung der Ordnung und Ausföhrung der Rechtsordnung gewinnen. Indessen dieses Interesse ist eben doch auch nur insoweit ein unmittelbares, als es sich um die Ausföhrung der Rechtsordnung unter ihren Untertanen handelt. Und auch abgesehen davon können wir oft, vermöge der Unregelmäßigkeiten in der menschlichen Natur, darauf gefaßt sein, daß sie sogar dies unmittelbare Interesse hintansetzen und von ihren Affekten in allerlei Erzeße der Grausamkeit und des Ehrgeizes getrieben werden. Unsere allgemeine Kenntnis der menschlichen Natur, unsere Betrachtung der vergangenen Geschichte der Menschheit, unsere der Gegenwart entnommenen Erfahrungen, alle diese Momente müssen uns . . . zu dem Schluß führen, daß wir den Gewalttätigkeiten der obersten Macht Widerstand entgegenzusetzen dürfen, ohne ein Verbrechen oder eine Unrechtfertigkeit zu begehen.

Keine Nation, die Mittel der Abwehr besaß, hat je grausames Wüten eines Tyrannen ertragen, oder ist wegen ihres Widerstandes getadelt worden. . . . Und nur die gewaltsame Verletzung des gesunden Menschenverstandes kann uns dazu führen, sie zu verdammen. Es steht also fest, daß unter unseren sittlichen Begriffen sich kein so absurder Begriff findet, wie der des passiven Gehorsams, sondern daß unsere sittlichen Begriffe in Fällen starker Tyrannei und Unterdrückung den Widerstand gestatten. . . . Die Regierung ist nur eine menschliche Erfindung zum Besten der Gesellschaft. Wo die Tyrannei des Herrschenden dies Interesse ausschaltet, da zerstört sie auch die natürliche Verpflichtung zum Gehorsam.

Freiheit.

Nichts ist wichtiger für das allgemeine Wohl, als die Erhaltung der politischen Freiheit.

Die Absetzung von Dynastien.

Wenn der König durch ungerechte Handlungen oder durch ein Streben nach tyrannischer und despotischer Gewalt das Recht auf die legale Gewalt verliert, so ist seine Absetzung nicht nur sittlich berechtigt und der Natur des politischen Gemeinwesens entsprechend, sondern, was mehr ist, wir sind geneigt, anzunehmen, daß die verfassungsgemäß an der Regierung mitwirkenden Glieder auch das Recht gewinnen, den nächsten Erben auszuschließen, und zum Nachfolger zu wählen, wen wir wollen.

Kleines feuilleton.

Der Schlaf der Fische. Es wäre eine fesselnde Aufgabe zu versuchen, wie weit das Schlafbedürfnis in der Welt verbreitet ist. Die Säugetiere schlafen sämtlich, ebenso Vögel, Reptilien und Amphibien. Dagegen galt es früher als sicher, daß die Fische nicht schlafen. Erst in den letzten Jahren sind wenigstens bei einigen Fischen Beobachtungen gemacht worden, die den Nachweis liefern, daß auch sie wenigstens einem schlafähnlichen Zustande zeitweise unterworfen sind. Alle darüber bisher gemachten Erfahrungen hat Dr. Neuh in der „Allgemeinen Fischerei-Zeitung" zusammengestellt. Der erste, der den Schlaf der Fische festgestellt hat, war Boulenger, und dieser Forscher ermittelte auch bereits, daß die Fische sich dabei auf die Seite legen. Dr. F. Werner hat dann ähnliche Ermittlungen an verschiedenen Arten der Welse, am Schlammpeitzger und am Steinbeißer gemacht. Manche Welse nehmen während des Schlafs eine halbmondförmig gekrümmte Stellung ein, wie man sie gewöhnlich an den Schloten sieht, wenn sie gefockt auf die Tafel kommen. Die Fische behalten sich im Schlaf so regungslos, daß man sie auf den ersten Blick für tot halten muß. Es hat sich aber gezeigt, daß sie trotz scheinbar völliger Unterbrechung der Atmungsbewegungen ganz gesund waren und eben nur schliefen. Eine recht genaue Untersuchung hat dann Romais an den sonderbaren Fischen ausgeföhrt, die als Maulbrüter bezeichnet werden, weil die Weibchen die Eier so lange in ihrem Maul tragen, bis sie zu kleinen Fischchen ausgebrütet sind. Auch diese Fische schlafen, indem sie sich ganz auf die Seite legen, jedoch zeigen die Bewegungen der Kiemendeckel an, daß bei ihnen die Atmung nur wenig herabgesetzt ist.